

ARNE M. BOEHLER

EISENKIND

PSYCHOTHRIILLER

Table of Contents

Titel

Widmung

Wer nie ...

Prolog

Teil 1

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

Teil 2

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

Teil 3

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

49. Kapitel

50. Kapitel

51. Kapitel

52. Kapitel

53. Kapitel

54. Kapitel

55. Kapitel

56. Kapitel

57. Kapitel

58. Kapitel

Dank

An meine Leser

Das Weinen der Kinder

Totsee

Leseprobe Totsee

Prolog/Kapitel 1

Impressum

EISENKIND

Psychothriller

In Erinnerung an

RONNIE JAMES DIO
(1942-2010),

den größten aller kleinen Sänger.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.
(J.W. Goethe - *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, 1795)

PROLOG

Meine Psychotherapeutin hat gut an mir verdient. Das war vor über zwanzig Jahren, und ich war ihr prominentester Patient. Ich mochte Doktor Hell und ihre Metaphern, mit denen sie komplizierte seelische Vorgänge verständlich erklärte. Sie hat das menschliche Unterbewusstsein einmal mit einem Bergwerk verglichen. Bei den meisten Menschen seien dort Erlebnisse und Erinnerungen zu taubem Gestein erstarrt, aber bei manchen Zeitgenossen befänden sich tief unten auch dünne Adern aus wertvollen Rohstoffen – und in ganz seltenen Fällen sogar Vorkommen von Diamanten.

So wie bei mir.

Aber es lauerten dort auch Gefahren, sagte sie.

So wie bei mir.

Ein wiederkehrender Albtraum hatte mich in Doktor Hells Praxis getrieben, eine unerklärliche Angst, die mich seit Langem plagte. Als Auslöser der Persönlichkeitsstörung verdächtigte sie sofort die Drogen, die ich im Laufe meiner Karriere geraucht, geschnieft, geschluckt und injiziert hatte, das Heroin und vor allem das verfluchte LSD. Nach einem schmerzhaften Entzug und etlichen Wochen in ihrer Klinik gab sie Entwarnung. Ich sei nicht schizophran, aber meine bereits in der Kindheit stark entwickelte Fantasie spiele mir Streiche, wenn ich unter der großen psychischen Belastung stünde, die mein Job mit sich bringe. Dass da noch viel mehr war, hat auch Doktor Hell nicht herausgefunden.

Sie empfahl mir aber dringend, den Beruf an den Nagel zu hängen, zumindest eine Zeit lang, um den angestauten Stress abzubauen. Nach längerem Zaudern folgte ich ihrem Rat, und meine Psychose verschwand von einem Tag auf den anderen.

Der glückliche Zustand hielt zwei Dekaden an.

Dann kehrte der Albtraum zurück, tief aus dem Bergwerk meiner Seele, und mit ihm die Angst, schlimmer als je zuvor.

Ich vermute, dass Doktor Hell nie ein echtes Bergwerk von innen gesehen hat, ganz im Gegensatz zu mir. Ich befinde mich gerade in so einem gottverdammten Stollen, grausame Ironie des Schicksals. Gegen meinen Willen sitze ich tausend Meter unter dem Erdboden, gefesselt an einen grob gezimmerten Sessel aus amerikanischer Eiche. Mein Kopf wummert, mein Atem riecht abgestanden, meine Kehle ist trockener als die Wüste Gobi.

Scheiß Alkohol. Scheiß Drogen.

Ich bin mir absolut sicher, dass das hier real ist und keiner meiner Albträume. So ein grausames Szenario könnte meine Fantasie in tausend Jahren nicht ersinnen.

Drei Glatzköpfe starren mich aus dem Zwielflicht an, eine Frau und zwei Männer. Sie sind gefesselt so wie ich. Ihre verstörten Gesichter werden durch das Licht einer flackernden Grubenlampe gespenstisch beleuchtet. Der Geruch von Petroleum hängt in der Luft, das Surren von Elektrizität ist hörbar. Ich glaube Angstschweiß zu riechen.

Man hat mir einen Auslöser in die rechte Hand gegeben, und mir erklärt, dass nichts geschähe, solange ich ihn nicht drückte. Zwei Drähte verbinden ihn mit der Apparatur außerhalb meines Gesichtsfeldes, die das nervtötende Surren erzeugt. Man hat mir außerdem geschildert, was geschehen wird, wenn ich den Knopf aktiviere: Zweitausend Volt fließen durch den Körper von einem der Glatzköpfe. Er wird zucken und krampfen, seine Augen werden aus den Höhlen platzen, sein Gedärm wird sich unkontrolliert entleeren. Er wird bluten und brennen, bis er zu Klump verschmort ist.

Vielleicht werde ich sein entsetzliches Kreischen nicht hören müssen, den bestialischen Gestank nicht riechen, den sein kochendes Fleisch im Todeskampf verbreitet.

Denn wenn ich den Knopf drücke, und das werde ich irgendwann tun müssen, dann ereilt mich vermutlich das gleiche Schicksal.

TEIL 1

1. KAPITEL

Drei Monate vorher

»Geht es Ihnen nicht gut, Herr Thälmann?«

»Doch, Heike, alles bestens«, sage ich. »Ich habe über ein Gedicht nachgedacht, das ich gern schreiben möchte. Verzeihen Sie bitte, ich war unhöflich.«

Der vierjährige Marvin sitzt auf meinem Schoß und mampft in aller Gemütsruhe einen Schokokeks nach dem anderen. Dass die Hälfte seines Festmahls auf meiner schwarzen Lederhose landet, stört ihn wenig. Mich auch nicht, ich freue mich darüber, dass es ihm so gut geht.

Als er von einem Kameraden zum Spielen gerufen wird, packt Marvin sich eine Handvoll Gummibärchen in die Vordertasche seiner blauen Latzhose und grinst mich an.

»Vollat«, sagt er und zieht ab.

Heike bemerkt meinen fragenden Blick.

»Er meint Vorrat. Ist sein neues Lieblingswort.«

Ich wische Marvins Kekskrümel von den Hosenbeinen und grinse.

»Er hat sich prima entwickelt, seit er hier ist.«

Heike sieht ihm zu, wie er auf die Rutsche klettert. Sie nickt versonnen.

»Ja, Herr Thälmann, finde ich auch, dank Ihrer Hilfe. Sie sind ein Engel.«

Die kompakte, kahlrasierte Sozialpädagogin sitzt mir gegenüber und nippt an einem roten Pott mit der Aufschrift »Boss«. Sie ist erst siebenundzwanzig Jahre alt, nur halb so alt wie ich, dennoch könnte ich mir keine bessere Leiterin für dieses Projekt vorstellen.

»Ich? Ein Engel? Sie wissen schon, dass etliche Leute mit mir eher das Gegenteil verbinden?«, sage ich und lache.

Heike braucht einen Moment, um zu verstehen, was ich damit meine. Sie lacht ebenfalls. Es ist ein helles, fröhliches

Geräusch.

»Das ist aber lange her, Herr Thälmann.«

»Ja. Doch allein, dass Sie wissen, was ich meine, genügt. Jedenfalls engagiere ich mich nicht, damit ich ein Lob von Ihnen bekomme.«

Ich hoffe, sie nimmt es nicht als falsche Bescheidenheit, denn das ist es nicht.

Der Garten des ehemaligen Gutshofs am Rande von Finkenwerder hallt vom fröhlichen Geschrei der spielenden Kinder wider. Die morgendliche Spätsommersonne scheint durch die alten Apfelbäume und zaubert Lichtreflexe auf die mit Wildblumen geschmückten Tische. Über der Scheune, die jetzt den Wohntrakt bildet, hängt ein großes, selbstgemaltes Banner mit vielen roten Herzen: *5 Jahre Schönblick. Danke, Herr Thälmann!!!*

Zu viel der Ehre. Natürlich bin ich stolz darauf, was meine Stiftung an Gutem geschaffen hat. Aber ein Engel bin ich deswegen noch lange nicht. Es ist ja nicht mein Verdienst, dass ich auf der Sonnenseite des Lebens geboren wurde und danach eimerweise Dusel hatte. Klar, ich habe hart an meiner Karriere gearbeitet, und Rückschläge musste ich ebenfalls einstecken, aber im Vergleich zu den Bewohnern meines Kinderheims bin ich immer ein Glückspilz gewesen.

Die vierzehn Jungen und Mädchen, die hier eine Heimat gefunden haben, hatten das Pech, in die falsche Familie geboren worden zu sein oder gefühlskalte und überforderte Eltern zu haben. Manche sind durch einen Schicksalsschlag zu Waisen geworden, wie Marvin, der jetzt dort drüben mit seiner Latzhose unermüdlich die Rutsche wienert.

Warum sollte ich ihnen nicht etwas von dem Wohlstand zurückgeben, den mir das Leben schenkte? Ich habe viel Geld verdient, mehr als ich je allein ausgeben kann. Gleichzeitig hatte ich tief im Innersten immer ein schlechtes Gewissen, so viel Glück gehabt zu haben. Eines Tages fragte mich meine Frau, warum ich mein Vermögen nicht mit anderen Menschen teilte.

Und so wurde ich zum Stifter. Das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun, setzt mehr Endorphine frei als alles, was ich je zuvor getan habe. In meinem Fall mag der Satz unglaublich klingen, aber es ist tatsächlich so.

Mein Handy klingelt. Das Display zeigt die Nummer des Stiftungsbüros an.

»Entschuldigen Sie mich für einen Moment?«

Heike nickt.

Ich stehe auf und entferne mich ein Stück vom Trubel.

»Ja?«

Die Sekretärin meldet sich. Der unsichere Klang ihrer Stimme verheißt nichts Gutes.

»Sind Sie es, Herr Thälmann?«

»Ja, Martha. Am Apparat.«

»Es geht um Ihren Sohn ...«

Ich weiß, dass ein Unglück geschehen ist, noch bevor ich meine Frage ausspreche: »Ist ihm was passiert?«

Martha antwortet behutsam, dennoch fühlen sich meine Knie an, als ob mir jemand mit voller Wucht einen Baseballschläger hineingedroschen hätte.

Ich beende den Anruf und verabschiede mich eilig von Heike. Dann schwingen ich mich auf meine Vespa und rase in Richtung Innenstadt.

Hoffentlich ist es nicht so schlimm, wie es sich anhört.

Ich brauche eine wahnsinnige Dreiviertelstunde, um eine Distanz zurückzulegen, die Luftlinie keine zehn Kilometer beträgt, und das, obwohl ich über die Köhlbrandbrücke knattere, die für Mopeds eigentlich gesperrt ist.

Der Parkplatz des Klinikums in Hamburg-Eppendorf ist überfüllt, es ist beste Besuchszeit. Ich stelle den roten Roller irgendwo ab und folge den verwirrenden Hinweisschildern zum Haupteingang. Nachdem ich ihm hastig mein Anliegen vorgetragen habe, tätigt der Pförtner – ein älterer Mann mit Schnauzer und dunklen Augenringen – einen kurzen Anruf. Währenddessen mustert er mich mit dem typischen Blick

eines Zeitgenossen, der glaubt, mich von irgendwoher zu kennen.

Freundlich bedeutet er mir, mich in der Empfangshalle kurz zu setzen.

»Es kommt gleich jemand zu Ihnen.«

Ich habe nicht die Ruhe, um mich auf einem der mintgrünen Ledersofas niederzulassen, dazu bin ich viel zu angespannt. Ich gehe auf und ab, missbilligend beobachtet von einer älteren weißhaarigen Dame, die mich in ihrem hellblauen Kostüm an die Königin von England erinnert.

Meine Haare reichen immer noch bis zur Brust, ich trage gewöhnlich eine Lederhose und meine alte Motorradjacke. Wäre ich nicht so klein, könnte man mich mit dem Chef einer Hamburger Rockerbande verwechseln, von dem ich genauso weit entfernt bin wie von dem ›Penner‹, als den mich liebenswürdige Zeitgenossen von Zeit zu Zeit ungefragt bezeichnen.

Als ich dem pikierten Blick der Queen kurz standhalte, wendet sie ihre Augen ab und beginnt, in ihrer Handtasche zu kramen.

»Herr Thälmann?«

Eine Ärztin mit straff nach hinten gebundenem Haar kommt auf mich zu. Sie ist so groß, dass ich zu ihr aufschauen muss. Ich folge ihr, und sie bittet mich in ein spärlich möbliertes Dienstzimmer. Eine benutzte Kaffeetasse und ein Teller mit einem halb aufgeessenen Stück Pflaumenkuchen stehen auf dem Tisch. Sie schiebt beides zur Seite und nötigt mich, auf einem der beiden Stühle Platz zu nehmen.

Irritierenderweise sieht sie mir nicht in die Augen, sondern fixiert die hinter mir an einer Pinnwand hängenden Dienstpläne. Dann teilt sie mir mit, dass mein Sohn gegen eine Betonsäule geschleudert wurde, weil ein Idiot ihn auf dem Heimweg von der Schule angefahren hat.

»Wie geht es ihm? Kann ich zu ihm?« Das ist doch im Moment viel wichtiger. Warum erzählt sie mir den Hergang

des Unfalls?

Sie lächelt gequält und blickt mir zum ersten Mal direkt in die Augen. »Ihr Kind wird mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit überleben, Herr Thälmann, das müssen Sie wissen.«

Mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit!

Es soll wohl eine beruhigende Botschaft sein, doch aus ihrem Mund klingt sie grauenvoll, nicht nur weil ein verstörendes Aber mitschwingt.

Sie studiert wieder die Pläne.

»Beim Aufprall wurden mehrere Wirbel gebrochen, das Rückenmark ist beschädigt.«

Mein Herz zieht sich zusammen. Obwohl ich kein Mediziner bin, weiß ich, was das bedeuten kann.

»Ist er ... wird er ...?« Ich kämpfe den Schock zurück. Und die Tränen. Ohne Erfolg.

Aus einer Box, die hinter ihr auf einer Ablage steht, zieht die Ärztin ein Papiertaschentuch heraus und reicht es mir.

»Wir wissen noch nicht, ob er gelähmt bleiben wird. Es war sein Glück, dass eine Passantin ihn so schnell gefunden und den Notarzt gerufen hat, nachdem der Unfallfahrer die Flucht ergriff. Wir konnten ihn sofort versorgen. Weitere OPs werden aber nötig sein. Die gute Nachricht ist, dass Ihr Sohn lebt.«

»Wie groß ist die Chance ... ich meine das Risiko ... kann es sein, dass Majk nie wieder gehen kann?«

»Die Heilungschancen liegen bei fünfzig Prozent.«

Ich versuche, die Tränen zu trocknen, die nicht aufhören wollen, in meine Augen zu drängen.

»Kann ich zu ihm?«

»Kommen Sie.« Die Ärztin steht auf. »Er liegt noch im künstlichen Koma.«

Durch einen breiten Gang geleitet sie mich zu einem geräumigen Aufzug. Beim Betreten weht ein Hauch ihres frischen Geruchs zu mir herüber, der irgendwie unpersönlich ist. Zitrus.

Sie drückt die Taste D. Auf der kurzen, schweigsamen Fahrt nach oben schießen absurde Gedanken in mein Bewusstsein.

Ist das die Strafe Gottes?

Natürlich nicht. Warum sollte Majk für meine Sünden büßen? Dafür bin ich ganz allein verantwortlich.

»So glimpflich komme ich nicht davon.«

»Was sagten Sie?« Die Ärztin sieht mich von der Seite an.

»Verzeihung, ich war in Gedanken«, murmele ich.

Die Fahrstuhltüren öffnen sich. Sie führt mich zu einer Milchglastür mit der Aufschrift *Trakt 2D - Intensiv - Besucher nur in Begleitung von Personal*. Eine Codekarte aus ihrer weißen Jeans verschafft uns Zutritt.

Der phenolische Geruch von Zimmer 2D-14 nimmt mir fast den Atem.

Majks Oberkörper ist vollständig geschient, diverse Schläuche und Drähte führen von seinem Kopf und seinen Armen zu den Apparaten, die das Bett umringen. Die Mächtigkeit der Maschinen lässt ihn wie eine winzige Nebensache wirken, ein Häufchen Mensch, klein und zerbrochen. Ein Leben am seidenen Faden.

Die Ärztin zieht mir einen Hocker heran.

»Ich lasse Sie beide kurz allein«, sagt sie sanft. »Ist das in Ordnung?«

Ich nicke, wende dabei nicht den Blick von meinem Kind ab, das unter der Atemmaske seltsam fremd aussieht. Eine klebrige Locke seines dunklen Haares hängt ihm in die blasse Stirn. Ich streiche sie zur Seite.

Ohne hinzusehen, setze ich mich auf den Hocker und nehme vorsichtig seine Hand.

Der Siebenjährige war das Wunschkind, auf das Roana und ich über acht Jahre gewartet hatten. Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um erste Risse in unserer Beziehung zu kitten, zumindest vorläufig. Und obwohl wir uns inzwischen getrennt haben, schweißt er uns zusammen. Roana und ich sind nicht im Streit auseinandergegangen

und Majk ist unser ganzer Stolz. Bei ihm vereint sich unsere Liebe immer noch.

Ich kann die feinen Adern auf seinem Handrücken sehen, streiche über seine warme Haut. Das schlafende Gesicht unter der Maske zeigt keine Regung, nicht einmal seine Augen zucken unter den geschlossenen Lidern.

Aber er atmet, ruhig und gleichmäßig.

Gott sei Dank.

Ich schäme mich vor mir selbst, dass ich den unbescheidenen Wunsch hege, er möge nicht zeitlebens an einen Rollstuhl gefesselt bleiben. Sollte ich nicht dankbar sein, dass er noch lebt? Das ist doch wohl das Wichtigste.

Die Ärztin führt Roana herein.

Sie sieht schrecklich aus, zehn Jahre älter als beim letzten Mal. Kein Wunder. Ihre geröteten Augen starren fassungslos aus ihrem leichenblassen Gesicht. Wir umarmen uns kurz, irgendwie geschäftsmäßig, dann setzt sie sich zu unserem Kind und weint leise. Schüttelt immer wieder fassungslos den Kopf.

»Ajude-o Deus no céu! Ajude-o Deus no céu!«

Hilf uns, Gott im Himmel.

Ich versuche bei diesem Anblick gar nicht erst, meine Tränen zurückzuhalten. Roana war meine Traumfrau, meine Seelenverwandte, die zu finden ich bereits aufgegeben hatte. Und obwohl Emil Friedrich Thälmann und Roana de Marcos Coelho ein Altersunterschied von fünfzehn Jahren trennt, und obwohl sie als Brasilianerin sich nie vollständig mit den Eigenheiten des deutschen Klimas anfreunden konnte, waren wir über ein Jahrzehnt ein Dream-Team. Sie so leiden zu sehen beim Anblick unseres schwer verwundeten Kindes ist für mich unerträglich.

Behutsam lege ich ihr die Hand auf die Schulter. Sie ergreift sie, ohne mich anzusehen.

Roana war meine Retterin. Nur ihr habe ich es zu verdanken, dass ich noch auf Erden wandle, davon bin ich überzeugt.

Sie schleppte mich zur Psychoanalyse, als ich in den finstersten Stunden erwog, mich umzubringen, weil mich immer wieder der gleiche Albtraum heimsuchte. Dafür bin ich ihr unendlich dankbar, auch wenn unsere Leidenschaft füreinander langsam verglühte.

»Nicht verzagen!«

Ich weiß nicht, wem ich Mut zuspreche, ihr oder mir. Nur ein Gedanke schwebt in dem sterilen Raum, ein inniger Wunsch, zum Greifen präsent.

Werde wieder gesund, unser Herz. Unser Leben.

Ajude-o Deus no céu.

Es ist früher Nachmittag, als ich die Klinik verlasse. Der Himmel ist mit Wolken verhangen, aber es regnet nicht.

Ich bin jetzt ruhig, fast entspannt. Der erste Schock über den schrecklichen Unfall hat sich gelegt.

Roanas Nähe hat mir Hoffnung gegeben, ebenso die Professionalität des Ärzteteams und der Gedanke, dass es noch viel schlimmer hätte kommen können.

Unser Leben wird weitergehen.

Wir werden uns arrangieren mit dem Schicksal, so oder so. Wir werden unser Kind aufwachsen sehen, das ist alles, was zählt, nicht wahr?

Ohne besondere Eile gehe ich zum Motorroller.

Schon von Weitem sehe ich, dass unter dem Sattelriemen der Vespa ein gefaltetes Stück Papier steckt - ein freundlicher Gruß einer Eppendorfer Politesse, wie ich vermute.

Ich entrolle den Zettel, doch es ist kein Ticket für Falschparken, sondern ein Blatt, das aus einem linierten Notizbuch herausgerissen wurde.

Alle Schuld rächt sich auf Erden.

In einer aufgeräumten Handschrift, die der meiner Großmutter ähnelt. Dahinter hat die unbekannte Verfasserin einen ungelinken Smiley gezeichnet.

Sehr witzig.

Äußert ein wirrer Schöngeist auf diese Weise seinen Ärger über einen trottelig abgestellten Roller? Ich sehe mich um, ob sich der Verfasser der Botschaft vielleicht noch in der Nähe aufhält. Die blaue Queen aus der Lobby, zum Beispiel. Ich kann niemanden entdecken.

Der Unmut der Zettelschreiberin ist nachvollziehbar. Ich habe den Roller in der Aufregung wirklich bescheuert zurückgelassen, quer, mitten auf einem Gehweg. Ich inspiziere ihn auf mutwillige Beschädigungen, immerhin ist auf der Nachricht von Rache die Rede. Ich finde keinen zerstochnen Reifen, keine gekappte Bremsleitung, also zerknülle ich das Blatt und versenke es in einem nahen Papierkorb. Dann starte ich den Motor und mache mich auf den Heimweg nach Blankenese.

2. KAPITEL

Der Duft des frisch geschnittenen Grases liegt in der abendlichen Septemberluft und es beginnt zu nieseln. Ich löse den Blick von meinem Swimmingpool, der schon seit Jahren kein Wasser mehr gesehen hat – wahrscheinlich, seit Roana ausgezogen ist.

Lemmy Kilmister hat hier geplanschert.

Meine Augen schweifen über das parkähnliche, zum Fluss hin sanft geneigte Grundstück und finden erst am anderen Elbufer wieder Halt.

Der Boss von Motörhead war einst hier zu Gast. Lemmy. Kaum zu glauben.

Ich versuche, mich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren, und lenke den Rasentraktor in die am unteren Ende des Anwesens stehende Gartenhütte. Ich lege sorgfältig eine Plane über die Motorhaube. Das Wasser, das seit ein paar Monaten durch das Dach des Schuppens tropft, soll dem betagten Fahrzeug nicht weiter zusetzen.

Ich könnte mir einen neuen Traktor kaufen. Oder das Dach reparieren lassen. Oder beides. An Geld mangelt es ja nicht. Ich gehe nach draußen, verschließe die Hütte mit dem rostigen Vorhängeschloss und mache mich auf den Weg zum Haus.

Von hier unten ist die Villa immer noch hübsch anzusehen, allerdings benötigt ihre Fassade einen neuen Anstrich. Außerdem müsste ich etwas gegen das Wasser unternehmen, das beim Hamburger Schietwetter regelmäßig in den Keller läuft. Ich beschließe, das bald in Angriff zu nehmen, obwohl ich mich werde überwinden müssen.

Um solche Dinge hat sich Roana gekümmert – Handwerker bestellen, Rechnungen bezahlen, Bankgeschäfte erledigen. Das war ihr Metier, ich bin weder zum Arbeiter noch zum Buchhalter geboren. Und ohne

meine Sekretärin und den Praktikanten würde ich im Papierkram der Stiftung ersaufen.

Den Rasen mähe ich, weil es mir riesigen Spaß macht, mit dem Traktor zu fahren. Bewegung an der frischen Luft. Haha.

Ich bin Künstler.

Die Einnahmen sprudeln nicht mehr so üppig wie früher, aber in den fetten Jahren habe ich mir ein dickes finanzielles Polster geschaffen. In den Neunzigern, als ich die Villa in Blankenese erwarb, bezahlte ich den Kaufpreis von eineinhalb Millionen aus der Portokasse. Zur Einweihung erschienen alle, die im Business Rang und Namen hatten, sogar Lemmy – Gott hab ihn selig. Er flog extra aus L.A. ein – auf meine Kosten, aber was soll's? Die Jungs und ich waren damals der heiße Scheiß, Geld spielte keine Rolle. Wir hatten es – verflucht noch mal! – an die Spitze geschafft und bildeten uns ein, dass wir uns gebührend dafür feiern lassen mussten.

Was wir damals anfassten, wurde zu Gold. Wenn du das Glück hast, dass die Straße des Lebens dich bis zum höchsten Gipfel führt, denkst du nicht lange darüber nach, ihr zu folgen. Für einen Augenblick bist du der verdammte König Midas. Den ersten Schritt zurück ins Tal hast du paradoxerweise schon vor dem Erreichen des Gipfels gesetzt.

Durch eine belanglose Betrügerei. Eine lässliche Lüge.

Eine Sünde im jugendlichen Wahn, die dich irgendwann einholt ...

Mein Blick verirrt sich abermals hinüber zum verwaisten Pool, in dem ein Windhauch das erste Herbstlaub umherwirbelt.

Jung und dumm. Das waren wir. Und wir hatten ein Scheißglück.

Lemmy praktizierte damals in voller Ledermontur Schwimmübungen mit der Kultursenatorin von Hamburg.

Vermutlich war es nicht das Einzige, das die beiden in jener Nacht praktizierten ...

Ich wische mir eine Strähne meines grau gewordenen Haares aus der Stirn.

Vorbei. Schon lange.

Und das ist gut so, sonst wäre ich wahrscheinlich bereits tot. In den sieben Jahren unseres galaktischen Erfolges sahen wir mehr Orte und erlebten mehr als die meisten Menschen in ihrem ganzen, beschissenen Dasein. Eine geile Zeit.

Nachdem sie vorüber war, hat es immer wieder Angebote für ein Comeback gegeben. Ich lehne grundsätzlich alle ab. Ich mache jetzt Yoga und habe mich aufs Schreiben verlegt. Die Verkäufe meiner Gedichtbände sind okay, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, aber ich brauche die Einnahmen ja nicht, um zu überleben.

Ich schiebe die Gedanken an früher endgültig beiseite und steige die breiten Stufen hinauf zum Haus. Einige der Tritte haben Risse, Löwenzahn dringt hindurch.

Auf halber Höhe bemerke ich einen kleinen dunklen Schatten, der sich aus dem Gebüsch löst und auf mich zukommt. Es ist die schwarze Katze, die ich hier noch nie zuvor gesehen habe, die mir aber seit ein paar Tagen zuverlässig auflauert. Ihr freudig aufgestellter Schwanz biegt sich wie der Griff eines Regenschirms, als sie mit einem lauten Miauen auf mich zu trabt. Mitten im Lauf hält sie inne, setzt sich auf ihre Hinterläufe und sieht mir ernst in die Augen.

Ich greife an den Talisman, den ich um den Hals trage. ›Schwarze Katze von links, Unglück bringt's‹, sagte meine Großmutter.

»Hau ab und komm nicht zurück!«

Die Katze sieht mich weiter unverwandt an.

»Miau ...«

Dann blinzelt sie und hebt die Pfote. Im Drogenrausch hätte ich das mit Sicherheit für ein Omen gehalten. Kein

gutes allerdings.

Ich bücke mich und hebe einen kleinen Stein auf. Noch bevor ich ihn nach der Unglücksbotin schleudern kann, huscht sie unter die große Birke. Sie bringt sich mit einem eleganten Sprung über die Mauer aus der Gefahrenzone.

»Gut so. Und bleib, wo du bist.«

Ich habe nichts gegen Katzen, bin aber eher ein Hundetyp, und schwarze Vertreterinnen ihrer Art sind mir unheimlich. Eine Begegnung mit ihnen zieht Unheil nach sich, und davon habe ich heute wahrlich schon genug erfahren.

Ich denke an Majk und mein Herz krampft.

Das steinerne Projektil klackert leise, als es wieder zu Boden fällt. Ich hätte es wahrscheinlich ohnehin nicht übers Herz gebracht, es auf die Katze zu schleudern.

Schnell steige ich die restlichen Stufen der Treppe nach oben.

Dann hebe ich den Kopf und sehe es.

Ihn.

Den Riesen.

Dort, an einer der beiden Säulen des Balkons lehnt eine Gestalt im Halbschatten. Ein Gigant.

Wie ist der hier reingekommen? Ich bin mir ziemlich sicher, das Eingangstor zugeschlagen und verschlossen zu haben, als ich aus der Klinik kam.

»Wie kommen Sie in meinem Garten?«

Der klobige Fremde hebt wortlos die Hand zum Gruß. Im Zwielflicht der einsetzenden Dämmerung ist er nur ein Schemen, also trete ich näher heran, um ihn besser erkennen zu können.

Er deutet über seine Schulter.

»Ich habe geklingelt, aber niemand hat geantwortet.«

Er hat eine angenehme, freundliche Stimme. Weich, fast zart.

»Dann habe ich Ihren Rasenmäher gehört und da das Tor zum Garten offenstand, dachte ich ...«

Er hat mich also schon länger beobachtet. Das beunruhigt mich. Nicht weil er gesehen haben könnte, wie ich mit einer Katze gesprochen und sie von meinem Grundstück verjagt habe. Sondern weil ich offenbar so gedankenverloren war, das Tor unverschlossen zu lassen.

Ich taste nach dem Schalter für das Terrassenlicht und knipse es an. Meine Augen müssen sich erst an den grellen Schein gewöhnen.

Ich denke unwillkürlich an Satchmo, Louis Armstrong, den Jazzsänger mit der Reibeisenstimme. Sein hässlicher Wiedergänger steht auf meiner Terrasse – von Stephen Kings Friedhof der Kuscheltiere zurückgekehrt.

Mein Körper hat sein Wachstum bei eins fünfundsechzig eingestellt. Im Vergleich zu mir sind fast alle Männer groß, doch der hier ist tatsächlich ein Riese. Seine Haut ist sehr dunkel, und wie bei vielen Menschen afrikanischer Herkunft habe ich Schwierigkeiten, das Alter richtig einzuschätzen. Er ist viel jünger als ich, könnte um die zwanzig sein.

Satchmos Zombie blinzelt ins Licht.

»Ich heiße Chris Omasa.«

Sein rundes Gesicht mit den melancholisch nach unten gezogenen Lippen wäre attraktiv, wenn da nicht sein hängendes Lid wäre, das die Iris des rechten Auges halb verdeckt und seinem Antlitz einen ungewollt brutalen, entstellenden Zug verleiht.

»Sie kennen mich nicht, Herr Thälmann.«

»Stimmt genau.« Ich bin mir spontan sicher, daran auch nichts ändern zu wollen.

»Wollen Sie ein Autogramm oder so was?«

Wir hatten früher oft Fremde vor dem Grundstück, fast immer Fans, die auf seltsamen Wegen meine streng geheime Adresse in Erfahrung gebracht hatten. Wenn ich zu ihnen hinausging, ihre Sachen unterschrieb und kurz mit ihnen plauderte, zogen sie meist zufrieden ab.

»Sehe ich etwa so aus?« Der Fremde entblößt eine Reihe quadratischer, sehr weißer Zähne. Er zupft an seinem

Einstecktuch, altrosa wie seine Krawatte.

Ich zucke etwas hilflos mit der Schulter. Sein teurer Anzug spannt über seinem breiten Brustkorb. Ich halte nicht viel von Klischees, aber in der Tat sahen unsere Fans in der Regel anders aus.

»Wahrscheinlich ist Ihnen die Gesellschaft bekannt, für die ich arbeite.«

Er hebt seine schwere Rechte und knöpft bedächtig das Jackett auf.

Mit einer geübt wirkenden Bewegung zückt er eine Visitenkarte. Darauf prangt ein abgekürzter Firmenname, der mir überhaupt nichts sagt. Darüber ist eine stilisierte Krone mit drei Zacken abgedruckt, darunter steht *Finanzdienstleistungen*. Dann der Name meines Besuchers und seine Funktion.

»Assistent der Geschäftsleitung. Hm. Sie sind vermutlich nicht gekommen, um mir eine Versicherung anzudrehen?«

Wieder stellt er sein imposantes Gebiss zur Schau.

»Nein. Insurance haben wir ebenfalls im Portfolio, aber hauptsächlich kümmern wir uns um das Kapital ausgesuchter Klienten. Wir sind der größte Vermögensverwalter Europas – eine Art Bank, wenn Sie so wollen.«

»Mein Vermögen wird bestens verwaltet, darum ...«

»Ich weiß, ich weiß! Deswegen bin ich auch nicht hier. Ich bin der engste Mitarbeiter unseres einzigen Gesellschafters – Leonard Postheim.«

Er sieht mich an, als müsste ich den Namen kennen.

Ich zucke mit der Schulter.

»Herr Postheim ist einer der reichsten Deutschen.«

»Aha ...«

»Sie haben noch nie von ihm gehört? Das ist kein Wunder. Er ist zwar ein Finanzgenie, aber sehr zurückhaltend und bescheiden. Nicht wie Richard Branson oder Elon Musk, die sich vor jede Kamera stellen. Leonard scheut die Öffentlichkeit.«

»Und wie komme ich da ins Spiel?«

»Das kann ich Ihnen erklären. Sie wissen sicher, was eine Bucket List ist?«

»So ungefähr, ja. Leute schreiben auf, was sie alles noch erleben wollen, bevor sie ins Grab fallen.«

»Genau. Leonard hat fünfzehn Jahre nur gearbeitet, um das Unternehmen aufzubauen und sein Vermögen zu erwerben. Hobbys und Vergnügungen kamen dabei zu kurz, und es gibt viele Erfahrungen und Erlebnisse, die er ab jetzt in seinem Leben noch machen möchte. Leonard besitzt nicht direkt eine Liste, die er abarbeiten möchte, bevor er stirbt. Aber er ist beständig auf der Suche nach neuen Erfahrungen. Und ich glaube, tief im Inneren erhofft er sich dabei, eine große Leidenschaft zu entdecken. Wenn ich aus dem Nähkästchen plaudern darf: außer dass er mit Begeisterung Wasser trinkt, ist er frei von Lastern und Passionen.«

»Er trinkt Wasser? Als Hobby?«

»Nein, einfach so. Sie werden ihn nie ohne einen Becher oder eine Flasche antreffen. Er sieht, dass viele Menschen glücklich sind, weil sie mit Hingabe einem Steckenpferd frönen. Oft extreme Dinge. Und dieses Gefühl möchte er auch erleben. Wir haben es mit Höhenbergsteigen versucht, Überlebenstraining und Bungee-Jumping. Auch Großwildjagd in Afrika. Es war ein kompletter Fehlschlag, da er kein Blut sehen kann. Er hat sich auch eine VIP-Lounge in der Allianz-Arena gekauft, um herauszufinden, ob er FC Bayern-Fan sein will.«

»Und?«

»Er war nur einmal dort. Bayern hat verloren – und er das Interesse.«

»Das klingt in meinen Ohren ziemlich verrückt.«

»Warum? Sie sind ein leidenschaftlicher Musiker. Sie müssten doch verstehen, wenn jemand für eine Sache brennt.«

»Ja. Allerdings finde ich den Gedanken merkwürdig, nach einer Passion suchen zu wollen. Ich bin natürlich kein Milliardär, aber ich dachte immer, dass es umgekehrt ist: Die Leidenschaft spürt dich auf, sie packt dich und lässt dich nie wieder los. So war es jedenfalls bei mir.«

»Ganz genau. Und darum bin ich hier. Leonard hat erfahren, dass Sie und Ihre Band immer noch glühende Verehrer auf der ganzen Welt besitzen, und das möchte er gern nachvollziehen. Die Treue Ihrer Fans. Fast schon Anbetung.«

Ich höre eine Portion Unverständnis heraus.

»Er will also wissen, ob er vielleicht ein Metal-Fan ist, verstehe ich das richtig? Das ist ein Punkt, den er auf seiner Bucket List abhaken möchte?«

»Ich würde es vielleicht nicht so ausdrücken, aber: ja.«

»Hat er sich unsere Musik denn angehört? Gefällt sie ihm?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht.«

Die Antwort lässt mich stutzen.

»Wäre das nicht die natürlichste Sache der Welt? Für einen Musikfan?«

»Nicht für uns ... ihn. Er will die beste Metalband der Welt - und das sind Sie doch - live erleben. Die extremste Show, die je geboten wurde. Kurz: Er will, dass Sie für ihn auftreten. Mit Eisenkind und ganz privat, nur für ihn allein.«

Ich fühle mich überrumpelt.

»Gehen wir rein, um alles Weitere zu besprechen?«, fragt er.

»Nein! Ich muss Ihren Boss enttäuschen. Wir treten nicht mehr auf. Die Tatsache war Ihnen doch sicher bekannt, bevor Sie sich auf den Weg zu mir gemacht haben?«

»War sie. Ich habe Leonard vorgewarnt, dass Sie schwer zu überzeugen sein würden.« Er kneift lauernd auch das zweite Augenlid zu. »Deshalb hat er mir erlaubt, Ihnen eine Million anzubieten.«

»Wie bitte?«

»Sie haben richtig gehört. Eine Million Euro. Gerne auch als Spende direkt auf das Konto Ihrer Stiftung.«

»Das ist ... das wäre eine fantastische Gage für jeden Künstler! Speziell für eine Band, die seit zwanzig Jahren aus dem Geschäft ist. Warum will er so viel bezahlen?«

Omasa grinst herablassend.

»Wenn ich ehrlich zu Ihnen sein darf: Ich habe ihn das auch gefragt. Denn – mit Verlaub – egal von welcher Band sie stammt, Ihre Art von Musik klingt für mich immer gleich.«

Immer gleich scheußlich, soll es heißen.

»Sehen Sie, ich bin gläubiger Christ und finde die Botschaften in ihren Songs, na ja, zweifelhaft. Aber es spielt keine Rolle, was gerade ich von Ihrer Kunst halte. Es zählt nur Leonards Wunsch. Und weil er Eisenkind haben möchte, bietet er jedem von Ihnen eine Million, wenn Sie für ihn spielen.«

»Jedem von uns?«, wiederhole ich etwas dümmlich. »Das wären vier Millionen. Eine unerhörte Summe, wenn man nicht gerade U2 ist oder irgendeiner dieser bescheuerten Rapper.«

»So ist es.«

Für meine Stiftung wäre das ein unverhoffter Geldsegen. Mein Gehirn beginnt sofort, mir vorzurechnen, was ich damit Gutes tun könnte. Aber es geht nicht. Ich würde die Offerte auch ablehnen, wenn sie zehnmal so hoch wäre.

»Warum will er so viel bezahlen – für eine abgehalfterte Band? Für diesen Betrag würden die Rolling Stones anreisen und in seinem Klo spielen.«

»Sehr originell, Herr Thälmann, wirklich sehr originell. Ich habe schon gehört, dass Sie sehr reddegewandt sind. Aber die Rolling Stones will Leonard nicht. Er will Eisenkind.«

Der Satchmo-Wiedergänger wird mir von Sekunde zu Sekunde unsympathischer. Er kommt nicht nur abgebrüht rüber, sondern auch völlig humorfrei.

»Keine Chance. Tut mir leid.«

»Ich habe diesen Ausgang des Gesprächs befürchtet«, antwortet er eisig. »Aber Leonard wird das nicht akzeptieren. Welchen Grund darf ich ihm nennen?«,

»Er wird die Absage akzeptieren müssen, auch ohne Angabe von Gründen. Er kann uns schließlich nicht zwingen.«

Omasa lächelt einseitig. »Leonard Postheim ist ein sehr wohlhabender Mann, Herr Thälmann, jenseits Ihrer Vorstellungskraft. Und was er sich in den Kopf setzt, das bekommt er. Und nun hat er sich vorgenommen, dass Sie für ihn auftreten sollen.«

»Drohen Sie mir etwa?«

»Das haben wir nicht nötig. Wir wollen Sie überzeugen. Mit allen Mitteln.«

»Keine Chance. Wir lassen uns nicht kaufen wie Straßennutzen.«

Das hängende Lid zuckt nach oben.

»Ich bitte Sie! Von einem schmutzigen Geschäft kann überhaupt keine Rede sein. Wir möchten das Angebot als Deal auf Augenhöhe verstanden wissen, als Gentlemen's Agreement. Ihnen und dem guten Zweck ist geholfen, und Leonards Wunsch wäre ebenfalls erfüllt. Denken Sie darüber nach.«

»Das brauche ich nicht! Ich trete nicht mehr auf. Basta. Es gibt Hunderte von anderen Bands, an die Sie sich wenden können. Eisenkind ist tot und begraben, unwiderruflich, seit unser Leadgitarrist vor ein paar Jahren bei einem Unfall ums Leben kam. Und dabei bleibt es.«

Er mustert mich mit einem beinahe melancholischen Blick.

»Ist das Ihr letztes Wort?«

»Ja.«

Er hebt seine Pranke und deutet auf meine langen, glatten Haare.

»Sie haben sich nach all den Jahren nicht von Ihrer ... nun ja ... Frisur getrennt.«